

liegens zu konstatieren, über das er am Ende seiner Ausführungen Auskunft gibt (S. 440): „Prêtre lui-même, il sera heureux si son travail aura jeté quelque lumière sur une page d'histoire dont il est, avec tant d'autres, l'héritier.“

Mit einer nahezu identischen Thematik beschäftigt sich auch die jüngst erschienene Freiburger Habilitationsschrift:

Predel, Gregor, Vom Presbyter zum Sacerdos. Historische und theologische Aspekte der Entwicklung der Leitungsverantwortung und Sacerdotalisierung des Presbyterates im spätantiken Gallien (= Dogma und Geschichte. Historische und begriffsgeschichtliche Studien zur Theologie 4). Münster (LitVerlag) 2005, 294 Seiten, kartoniert.

Im Unterschied zur historischen Studie Robert Goddings verfolgt Gregor Predel jedoch eine systematisch-theologische Zielrichtung: „Gerade in der Zeit einer Krise des kirchlichen Amtes ist es hilfreich, sich der historischen Dynamik der Entwicklung des Presbyterates und der geschichtlichen Veränderungen seiner Gestalt unter dem Einfluss spezifischer äußerer Bedingungen zu vergewissern.“ (Buchrückentext). Dies führt den Autor dazu, in einem ersten einführenden Kapitel die krisenhaften Züge der Gegenwart, die sich insbesondere in einem Mangel an Priestern und Priesternachwuchs äußerten, in eine Beziehung zur besonderen Entwicklung des Presbyterates im spätantiken gallischen Raum zu setzen. Nachdem er in vier folgenden Kapiteln eine historische Untersuchung der Thematik präsentiert, ist das sechste und letzte Kapitel wiederum der gegenwärtigen Situation gewidmet. Die von Gregor Predel für das spätantike Gallien herausgearbeitete Praxis einer flexiblen, zeit- und ortsbedingten Ausgestaltung des kirchlichen Amtes soll dazu ermutigen, moderne Probleme in ähnlicher Weise zu lösen und den jeweiligen Ortskirchen entsprechende Kompetenzen einzuräumen. Die zentrale Frage, nach welchen Prinzipien sich ein solcher Prozess gestalten könnte, behandelt der Autor schließlich auf den

letzten Seiten seiner Studie (S. 250/258), auf denen er Wege und Kriterien der Veränderung skizziert.

Der historische Teil der Arbeit, vor allem die Kapitel 3 (Zunehmende Kompetenzen der Presbyter) und 4 (Die Beziehung von Bischof und Presbyter), bringt im Vergleich mit der vier Jahre zuvor erschienenen Monographie Robert Goddings im Blick auf die bereits dort behandelten Fragen kaum neue Ergebnisse. Gregor Predels Quellenbasis ist schmäler, die umfangreiche hagiographische Literatur wird selten ausgewertet. Man hätte sich eine häufigere Auseinandersetzung mit den vorliegenden Thesen Goddings gewünscht, wie sie zum Beispiel bei den Überlegungen zur Verwendung der Termini *presbyter* und *sacerdos* (S. 174/198) erfolgt: Hier plädiert der Verfasser dafür, die Bezeichnung *sacerdos* länger als von Godding vorgeschlagen exklusiv mit „Bischof“ zu übersetzen.

Das 5. Kapitel widmet sich seiner Überschrift nach den Grundzügen der Ekklesiologie gallischer Autoren und behandelt damit einen neuen, für die Fragestellung der Studie zentralen Themenbereich. Einleitend schränkt Gregor Predel jedoch ein, sich „angesichts der relativen Ausführlichkeit seiner Schriften“ (S. 214) vor allem auf Caesarius von Arles zu stützen. Es folgt eine im Wesentlichen an den Quellentexten orientierte Zusammenschau, die beispielsweise im Abschnitt „Die drei professiones der Kirche als heilsgeschichtliches Schema“ (S. 227/232) auf den wichtigen Hinweis verzichtet, dass das von Caesarius gebrauchte Modell auch von anderen christlichen Autoren aufgegriffen wurde.

Zusammenfassend ist festzuhalten: Wer sich als Historiker für die Presbyter im merowingischen Gallien interessiert, der sollte zur Studie Robert Goddings greifen. Wer sich dagegen mit möglichen Veränderungen des kirchlichen Amtes beschäftigt und stützende Argumente aus der Tradition sucht, der kann aus der Arbeit Gregor Predels einigen Gewinn ziehen.

Mainz

Heike Grieser

Reformation

Goertz, Hans-Jürgen, Deutschland 1500–1648. Eine zertrennte Welt, UTB 2606, Paderborn u.a., Ferdinand-Schöningh-Verlag, 2004.

Noch eine Geschichte der Frühen Neuzeit? In den vergangenen Jahren trat eine Reihe von Historikern hervor mit Überblicksdarstellungen zur Zeit nach 1500,

mit unterschiedlichen Akzenten in der Periodisierung, die sich freilich aus der je spezifischen Perspektive ergaben. Für Hans-Jürgen Goertz ist „Zertrennung“ der Welt – eine metaphorische Zeitdiagnose Thomas Müntzers – die „Signatur“ eines „langen 16. Jahrhunderts“ von 1500 bis 1648 [!]. „Zertrennung“ versteht der Verfasser dabei weniger als Generalthese, die penetrant in allen dargestellten Ereignissen und Phänomenen aufzuweisen wäre – dazu wäre der Begriff sicher auch zu wenig distinkt –, denn vielmehr als anregendes Leitmotiv seiner Monographie, einem „kulturgeschichtlichen Überblick über ein aufgewühltes, innovatives und in seinen Konflikten schließlich zerfallendes Jahrhundert“ (S. 10).

Die Darstellung, hervorgegangen aus Überblicksvorlesungen des Verfassers, orientiert sich speziell an den Bedürfnissen der Studenten, wie es Ziel der UTB-Reihe ist. Um es gleich vorwegzunehmen: Reflexion historiographischer Modelle, Nachzeichnen der Genese und knappe Beschreibung von Forschungsdiskussionen und wichtigen Wegmarken der Forschung, dabei das Ziehen einer klaren Schneise durch die Ereignisgeschichte und ihre historiographische Interpretation, schließlich eine differenzierte Auswahlbibliographie zu den einzelnen Kapiteln lassen den Band zu einer ausgesprochen hilfreichen Einführung in die Geschichte der Frühen Neuzeit werden. Ein oft ungewohntes Arrangement der Ereignisgeschichte eröffnet in 14 Kapiteln immer wieder neue, anregende Perspektiven, deretwegen die Lektüre nicht nur für jene ein Gewinn ist, die Einführung ins Fach suchen. Eine gut lesbare Sprache erleichtert diese Suche. Allerdings lässt es die vom Verfasser so instruktiv geleistete Einbeziehung der Forschungsdiskussion fraglich erscheinen, ob die UTB-Reihe gut daran tut, auf Anmerkungen zu verzichten. Gerade wer sich auf „Seminare und Prüfungen“ vorbereitet (Klappentext), möchte sie nicht missen. Zahlreiche Abbildungen, zumeist aus zeitgenössischen Flugblättern oder -schriften, illustrieren den Text, der durchaus noch häufiger auf diese Darstellungen Bezug nehmen könnte.

In seiner Einleitung diskutiert der Verfasser Fragen der Periodisierung und beschreibt knapp und verständlich historiographische Erklärungsmodelle von der „traditionellen Art, Geschichte zu betrachten“ (S. 14) über die marxistische Deutungsalternative, der auch sonst im Buch immer wieder Raum gegeben wird, die von der französischen Forschung inspirierte Strukturgeschichte mit ihren „ver-

feinerten Formen“ (S. 16) Historische Anthropologie oder Alltagsgeschichte und der Deutschen Gesellschaftsgeschichte. Der Verfasser selbst sieht seinen Überblick einem „kulturgeschichtlichen Modell“ (S. 17) verpflichtet, das es ihm erlaubt, Religion als kulturelle Manifestation, als „Dimension in allen Bereichen“ (S. 18) darzustellen.

Diesen Anspruch löst das Buch ein. Allein fünf von 14 Kapiteln widmen sich Formen und historiographischem Verständnis der reformatorischen Bewegung – „Bewegung“ wird dabei vom Verfasser theoretisch ausführlich fundiert (Kap. 7, insbes. S. 103–110): Kap. 6 schildert Luthers Zugang zur Reformation, Kap. 8 stellt unterschiedliche Wege der reichsstädtischen Reformation an Nürnberg als lutherischem, Zürich als reformiertem und Mühlhausen als – gescheitertem – täuferischem Modell vor, Kap. 9 zeigt den gemeinen Mann insbesondere im Aufruhr des Bauernkrieges und Kap. 10 widmet sich den Täufern. Durch die auch quantitativ austarierte Darstellung verschiedener reformatorischer Ausprägungen wird deutlich, dass „die sogenannten Außenseiter [...] allesamt zum Urgestein der Reformation“ gehörten (S. 161) – eine Sichtweise, die in der Monographie zu recht betont wird, zumal sie im Unterricht an den Schulen immer noch zu wenig realisiert und vermittelt wird.

Gerade den unterschiedlichen nonkonformistischen Ausprägungen der Reformation, seinem Spezialgebiet, schenkt der Verfasser immer wieder besondere Aufmerksamkeit. Er verhehlt nicht, dass sein „besonderer Zugang“ zur Reformationgeschichte „zunächst den Eigenwilligen, Abgedrängten und Gescheiterten“ galt (S. 9). Ihnen gilt aber auch deutlich die Sympathie des Verfassers, sie wähnt er einem bisweilen romantisch verkündeten Urchristentum aus ebenfalls „sektiererisch-anarchischen Gemeinschaften“ (S. 43, vgl. z. B. auch S. 48, 62, 146) am nächsten (vgl. auch sprachlich-stilistisch insbesondere die pathetisch-rührende Schilderung der Gebräuche von Täufergemeinden, S. 150f.). Vielleicht gerät demgegenüber die Darstellung von „Katholischer Erneuerung“ und „Zweiter Reformation“ etwas kurz (Kap. 12). An diesem Begriff, der nicht einen „Real-“, sondern „Idealtypus“ bezeichne (S. 210) will er aus „forschungsstrategischen Gründen“ (S. 209) festhalten, eine „katholische Erneuerung“ vermag er dagegen nicht zu erkennen, ja Kraft zur Erneuerung (vgl. S. 206) und Katholizität spricht er der katholischen Kirche – im Text ist meist von „römischer Kirche“ oder von „Altgläubigen“ die Rede

– geradezu ab: Vortridentinischen „Reformansätzen“ habe es zu sehr an „Stringenz“ gemangelt (S. 197), tridentinische Reformen seien nur „Erneuerungsimpulse – mehr nicht“ gewesen (S. 198) und katholisch-allumfassend sei die(se) Kirche nach Trient [!] eben auch nicht mehr gewesen (S. 206). Gewiss werden hier nur die Kategorien von Anspruch und Wirklichkeit bzw. von Selbst- und Fremdzuschreibung zu wenig auseinandergelassen, sonst müsste sich der Verfasser auch an der angeblichen „Katholizität“ einer diversifizierten und partikularen mittelalterlichen Kirche stoßen (S. 206).

Auffällig ist aber doch eine darüber hinaus festzustellende Tendenz zur Abwertung der katholischen Seite, so wenn der Verfasser zu einseitig die Militanz des Jesuitenordens hervorhebt (S. 200), andererseits die Leistungen der Societas Jesu im Schulwesen mit nur einem Satz bedingt (S. 191), die „Experimente“ der Hutterischen Brüder in Mähren dagegen auf einer ganzen Seite würdigt (S. 192). Ohne nähere Ausführung wird das „alltägliche Ritual“ als „magisch-sakramental“ (S. 210) charakterisiert oder die Hexenverfolgung einseitig „dem Klerus“ im Kampf gegen eine durchweg als sympathisch geschilderte Volkskultur zur Last gelegt (S. 225f.). Damit fällt der Verfasser freilich hinter sein eigenes Plädoyer für eine „Theorie polykultureller Partizipation“ anstelle von „dichotomen Modellen“ (S. 225) zurück. Zudem vermisst man die Interpretation des Phänomens der Hexenverfolgung im Rahmen der frühneuzeitlichen Staatsbildung. Korrigieren muss man hier und da auch die Sicht auf katholische Propria, wie das Ehesakrament: Die Eheleute spenden es sich einander keineswegs „außerhalb der kirchlichen Liturgie“ – der Verfasser leitet daraus eine geringere Wertschätzung der Ehe als im Protestantismus ab (S. 229) –, vielmehr wird jedes Sakrament liturgisch gefeiert. Vielleicht wird hier „Liturgie“ mit „Messe“ oder „Eucharistie“ verwechselt, dann fände aber auch jede Priesterweihe „außerhalb der kirchlichen Liturgie“ statt.

Gegenüber der religionsgeschichtlichen Schwerpunktsetzung des Bandes tritt naturgemäß die Verfassungsgeschichte etwas in den Hintergrund bzw. wird aus ungewohnter und erhellender kulturhistorischer Perspektive geschildert (Kap. 2 „Der Adler und das Kreuz. Corpus Christianum und ständische Ordnung“, Kap. 3 „Herrschaft und Wirtschaft. Reich, Territorium und Frühkapitalismus“, Kap. 4 „Vom ‚brüderlichen Leben‘ im späten Mittelalter. Kommunalisierung; ‚korporativ von oben bis unten‘“, Kap. 11 „Bekenntnis,

Politik, Wirtschaft und Kultur. Auf dem Weg zum ‚Cuius regio, eius religio‘ (1555)“ und Kap. 14 „Das freye Römisch Reich wird jetzt zur Barbarey“. Dreißigjähriger Krieg und Westfälischer Friede“).

Nicht nachvollziehbar ist dabei jedoch der geringe Stellenwert, den in der Darstellung – im Gegensatz zur gegenwärtigen Forschung – das Reich erfährt („Kaiser und Reich“ sind nur die Seiten 49f. gewidmet). Der Verfasser vertritt dabei eine negative Sicht des Reiches – „ganz und gar zerstückelt“ in „Partikularstaaten“, nennt er es, „zerklüftet“, im Unterschied zu den „größeren Flächenstaaten“ ringsum, ja „ein bunter Flickenteppich“, dessen „innere Einheit“ die Kaiser nicht zu stärken vermochten (S. 21): Gewiss ist diese Perspektive dem Bemühen geschuldet, auch in der äußeren politischen Gestalt einen apokalyptischen Zug auszumachen (vgl. Kap. 1 „Ende der Welt und Beginn der Neuzeit. Moderner Zug im apokalyptischen Saeculum“), um auch hier Zeichen der „zertrennten Welt“ zu sehen. Dennoch wäre für eine weitere Auflage die sonst so durchgängig einbezogene Forschungsdiskussion nachzutragen und ein anderer Blickwinkel einzunehmen: Das Reich war vor wie nach 1648 ein Staat, seine Glieder waren keine Einzelstaaten und zerfallen ist es bis 1803 auch nicht.

Nicht im Einklang mit der inhaltlichen Sorgfalt des Bandes steht leider die verwirrende Hausorthographie des Verlages, der auch mit Rücksicht auf die korrekte Wiedergabe zitiert Literatur gut daran täte, an der bewährten Rechtschreibung festzuhalten, anstatt „ss“ und „ß“ nach dem Zufallsprinzip über den Text zu verteilen. Auf s-Schreibung und Getrenntschreibung von „so genannt“ beschränkt sich freilich glücklicherweise der Neuschrieb.

Krumbach

Dietmar Schiersner

Friedrich, Markus, *Die Grenzen der Vernunft*. Theologie, Philosophie und gelehrte Konflikte am Beispiel des Helmstedter Hofmannstreits und seiner Wirkungen auf das Luthertum um 1600 (Schriftenreihe der Historischen Kommission bei der Bayerischen Akademie der Wissenschaften, Band 69), Göttingen (Vandenhoeck & Ruprecht) 2004. 440 S.

Die Streitigkeiten um den Helmstedter Theologen Daniel Hofmann (1540–1621) über das Verhältnis von Theologie und Philosophie werden in der Literatur gewöhnlich, dem Vorbild von Ernst Ludwig Theodor Henke folgend, der Hofmann in